

Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter
Band: 56 (1981)

Artikel: Baden im Spiegel seiner Gäste
Autor: Münzel, Uli
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324118>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Baden im Spiegel seiner Gäste

Johann Herzog

Johann Herzog starb im 73. Altersjahr am 3. Juli 1932 im alten «Staadhof» in Baden. Er war Junggeselle. Er hatte ein bewegtes Leben hinter sich. Aus ärmlichen Verhältnissen arbeitete er sich zu einem tüchtigen Kaufmann empor, der in der Schweiz und im Ausland an vielen Orten tätig war, besonders lange in Sizilien. Über den dortigen Aufenthalt schrieb er ein kleines Erinnerungsbuch. Als Mitglied der Heilsarmee fand er sein Glück in einem gläubigen Leben. Seine Erinnerungen legte er in zehn rot broschierten Bändchen nieder.

Bibliographie: Lebensgang, Band 10. Manatschal Ebner & Cie. AG, Graphische Anstalten Chur, ca. 1928. Uli Münzel

Es war eine köstliche Sommerherrlichkeit, als ich am 20. Juni 1927 in Baden ankam.

Zum Vergnügen geht man nicht zur Kur nach Baden, habe ich schon oft sagen gehört. Ich bin aber nicht dieser Meinung. Die Hoffnung auf eine Befreiung von einem körperlichen Übel, das macht ja schon einen Teil des Vergnügens aus. Für was hat der Schöpfer das aus unbekannter Ferne und Tiefe in Baden zu Tage tretende Wunderwasser erstehen lassen? Er bezweckte damit doch nichts anderes, als den leidenden Menschen ein Gnadengeschenk zu geben, und dafür wollen wir dankbar sein und uns freuen.

Mit einem Wohlgefühl schritt ich, mein Handkofferchen und den Spazierstock tragend, vom Bahnhof weg, dem Ölrain entlang die Badstrasse abwärts. Autos in gemässigtem Tempo fahren hin und her. Ein Hotelbedienter stösst einen Karren, beladen mit Koffern und Reisekörben, die Strasse aufwärts, Frauen mit Kinderwägelchen bewegen sich langsam auf den Trottoirs. Beim sogenannten «Wetterhüsli», wo ehemals ein Kirchlein, die Verena-Kapelle, gestanden, beschaue ich den Stand des Barometers; er zeigt auf «beständig». Auf den grün angestrichenen Bänken unter den Kastanienbäumen, die das breite schöne Trottoir beschatten, sitzen ältere Männer, wahrscheinlich Kurgäste, mit grossen Büsi-Mützen auf dem Kopfe; sie rauchten Zigarren und genossen fröhlich plaudernd die Aussicht auf den jenseits der Limmat ansteigenden, bewaldeten Berg, an dessen südlichem Ende das burgartig gebaute Wirtshaus zum «Schartenfels» hervorragt.

Von den Bäumen herunter tönt Vogelgesang und vom nahen Musikpavillon des Kurhauses her hört man das Orchester.

In der Halle vor der Armen-Badeanstalt «Freihof» sah ich einige Frauen, die auf Stöcke gestützt, Gehversuche machten. Weiter abwärts geht's unter dem frühern Haus zu den drei Eidgenossen hindurch, dann noch wenige Schritte und ich befinde mich vor dem «Ochsen». So steht der Name in vergoldeten Buchstaben an der Westfront des alt bekannten Bade-Hotels. Von mehreren Fenstersimsen im ersten Stock leuchten von der Nachmittagssonne beschienene rote Hänge-Geranien, die sich über die graue Mauer herabsenken.

Da steige ich ab, oder richtiger gesagt, ich steige hinauf über eine Treppe und komme ins Büro.

Das flinke frohe Bürofräulein Frieda Hofstetter, das mich von meinem früheren Kuraufenthalt her noch kannte, legte die Feder hurtig ab, kam grüssend hinterm Schreibtisch hervor und sagte, dass der «Ochsen» momentan von Gästen überfüllt sei, fügte aber gleich allerliebste hinzu, dass es in wenigen Tagen wieder Platz gebe und bis dahin könnte ich ein Privatzimmer ganz in der Nähe, bei Schreinermeister Wilhelm Zell haben. Diese wenigen Worte klangen so wohlwollend, dass ich mit dem Vorschlage sofort einverstanden war. Das jugendlich frische Wesen begleitete mich über die Strasse und eine grosse Steintreppe hinauf zur Wohnung des Schreiners Wilhelm Zell in das intermistische Nachtquartier.

Ich packte mein Handkofferchen aus, es befand sich darin nur ein Nachthemd, zwei Taschentücher, Kamm und Seife, zwei Schnurrbartklammern und ein Büchlein von C. Hilty, für schlaflose Nächte, erster Teil. Ich legte diese Sachen an ihren Ort. Geld hatte ich keines zu versorgen, ich trug alter Gewohnheit gemäss immer nur ganz wenig Geld in der Tasche, dagegen hatte ich auf einer Bank ein Konto-Korrent-Guthaben, dort hob ich ab, so oft es nötig war, um die laufenden Ausgaben zu bestreiten.

Bevor ich das Zimmer verliess, dankte ich dem himmlischen Vater für alle Wohltaten, die er mir schon erwiesen hatte und mir in seiner grossen Güte neuerdings erweist, indem er mir die Gnade schenkt, sein heilendes Wasser in Baden benützen zu dürfen. Dann hinkte ich freudig die Treppe hinunter und begab mich ins Bade-Hotel.

Der Hotelier, Herr Markwalder, und seine Frau empfingen mich als alten Bekannten mit Herzlichkeit. Markwalder, eine vornehme kräftige Gestalt, mit bräunlicher Gesichtsfarbe und schwarzem Lockenhaar, stand im besten Mannesalter, er strotzte von Gesundheit noch gleich wie vor vier Jahren, als ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Seine tapfere Frau, die ihrem Manne tat-

kräftig zur Seite stand, war auch rüstig geblieben. Ich fühlte mich bei den lieben Leuten gleich heimisch.

Als ich am Abend den Speisesaal betrat, war er von Gästen bereits angefüllt. Die Suppe wurde eben aufgetragen. Die schwarz gekleideten Serviertöchter in ihren anständig kurzen Röcken, weissen Schürzen und schwarzen Langstrümpfen trugen natürliche Haarzöpfe; ich bemerkte nicht eine einzige mit einem modernen Bubikopf. Das gefiel mir. Die Ober-Saaltochter wies mir einen Platz vorne in der Ecke des Saales, nahe beim Fenster, an. Jeder Tisch war mit Blumen dekoriert. Ich setzte mich, las das Menü, nahm die schneeweisse Serviette und befestigte sie nach altväterischer praktischer Art innerhalb dem Hemdkragen. Von meinem Tischchen aus konnte ich sämtliche Esser leicht übersehen. Man hätte, oberflächlich betrachtet, nicht meinen können, dass das alles Kranke wären. Es wurde beim Souper, das nahezu eine Stunde dauerte, anstrengend gegessen und getrunken; ein eifriges heiteres Gespräch, wobei die Frauen es den Männern, wie gewohnt, zuvortaten, gab einen guten gemütlichen Ton in den grossen Raum. Als dann aber diese Sonnenmenschen aufstanden, da zeigten sich unverkennbar die Kreuztragenden, einer nach dem andern. Rheumatische, Gichtische, sonst Gebrechliche, Alte und Junge, hinkend nach rechts, hinkend nach links, oder nach beiden Seiten, einige gekrümmt und an Stecken gehend, verliessen den Saal.

Ich war ja wohl kein tadellos Senkrechter, denn ich hinkte auch ein wenig, es bohrte in den Knien und würgte in den Gelenken, aber beim Anblick dieser schaukelnden Menge fühlte ich mich doch als einer der Gesundesten.

Bevor ich ins Bett ging, las ich noch aus dem Buche «C. Hilty, für schlaflose Nächte» den auf den 21. Juni eingeteilten Abschnitt:

«Leiden macht stark; Freuden schwächen im ganzen nur. Die unschädliche Freude ist ein Ruhepunkt zwischen tapfer ertragenen Leiden, die aber alle auch Freude in sich bergen, so viel als nötig ist.

Wenn dir das Leiden, das dich zu Gott treibt, lieber ist als die Freude, die dich von ihm entfernt, dann bist du auf gutem Wege.

Es ist mir kein geschichtliches Beispiel bekannt von einem Gotteskind, das in völliger Verzweiflung starb. Aber nahe heran kommt diese Versuchung oft an die Besten!»

Am nächsten Morgen begab ich mich zum Arzt Dr. Hans Zehnder. Er untersuchte mich gründlich. Das Herz ist gut, sogar sehr gut, sagte er. Sie können deshalb ruhig täglich ein Bad von einer halben Stunde Dauer bei einer Wassertemperatur von 36 Grad Celsius nehmen, Zusatz von vier Kilo Kochsalz in jedes Bad. Nun müssen Sie aber auch an die Wirkung der Bäder glauben, dann

werden sie Ihnen helfen, waren seine teilnehmenden Worte beim Abschiednehmen. Ja ich glaube daran, erwiderte ich.

Ohne den Glauben an die Heilkraft des Wassers wäre ich nicht nach Baden gekommen. Ungezählte Kranke haben doch seit Jahrtausenden den Himmelswert der Thermen, die aus geheimnisvoller Tiefe aus dem dunklen Erdinnern hervorbrechen, bestätigen können.

Wie lange der Lauf des Wassers auf seinem unterirdischen Wege ist, das weiss bis heute Niemand mit Bestimmtheit anzugeben. Einige Geologen sind der Ansicht, dass es aus dem Gebiete der Alpen her fliesse, andere meinen es komme aus dem Jura, wo das Regen- oder Schneewasser in den Boden eindringe und bis in eine Tiefe von mindestens tausend Meter unter das Meeresniveau gelangen müsse, um auf diese hohe Temperatur erwärmt zu werden. Dann ströme es in grosser Tiefe, teilweise als einheitlicher Strom in nordöstlicher Richtung und quille aus Gesteinsporen und Klüften in Baden ans Tageslicht.

Aus einer der Quellen auf dem Kurplatz, ganz nahe am Staaadhof, die mit einer mächtigen fünfkantigen Steinplatte zugedeckt ist, sollen in der Minute 165 Liter aus der Tiefe heraufsprudeln. Man heisst die Quelle «der heisse Stein». Ein paar Meter davon entfernt liegt in einer kleinen Vertiefung ein Trinkbrunnen, im Volksmunde «Eierbrünneli» genannt. Die Leute trinken mit Vorliebe von dem Wasser an diesem Brünneli, weil es so nahe an der Quelle ist. Das Badener Thermalwasser riecht etwas nach Schwefel-Wasserstoff, oder wie die Leute stark sich ausdrücken, nach faulen Eiern. Alle siebenzehn Thermen in Baden und Ennetbaden liefern zusammen zirka siebenhundert Liter in der Minute, was in der Stunde 42 000 Liter oder in vierundzwanzig Stunden rund eine Million Liter ausmacht.

Die Temperatur des Badener Wassers wird von Professor Dr. E. Letsch im Leitfaden für den erdkundlichen Unterricht mit 47 Grad Celsius angegeben. Selbstverständlich darf man sich nicht in ein so heisses Wasser legen, das würde auch den kräftigsten Dickhäuter umbringen. Zur Regulierung der Temperatur ist in jedem Badebassin eine Kaltwasser-Leitung. Wie mir der Bademeister sagte, wird ein Teil des heissen Wassers vermittelt einer, durch einen Motor getriebenen Pumpe in Reservoirs, die sich auf einer Anhöhe hinter den Hotels befinden, getrieben, dort abgekühlt und durch Röhren in die Bade-Kabinen geleitet. Die Kabinen und die an sie anstossenden Gänge sowie die Warteräume, sind von den Warmwasserleitungsröhren angenehm erwärmt.

Ich ging jeden Morgen um sechs Uhr ins Bad und blieb darin eine halbe, später bis zu Dreiviertelstunden.

In der ersten Zeit kam ich schon während dem baden mächtig zum schwitzen,

beim ankleiden rann der Schweiss in Strömen am Leib herunter und erst recht, wenn ich dann schlampig wie ein Lappen mich ins Bett legte; da wurden während den anderthalb bis zwei Stunden, da ich der Ruhe pflegte, die Leintücher so nass, dass es aussah wie im Innern eines jungen Heustockes.

Eine Woche war ich in dem Privatzimmer bei W. Zell, dann konnte ich hinüber siedeln in die Dependance vom Hotel Ochsen. Da war es schön. Mein Zimmer lag auf der Westseite, wo ich einen prächtigen Auablick hatte auf den zum Hotel gehörenden Park mit seinen hohen schlanken Bäumen, Sträuchern, Blumen aller Art. Ein paar rotblühende Rosenstöcke lugten zum Fenster hinein. Ich packte meine Reisekoffern aus, versorgte Kleider und Wäsche in einen Kasten, stellte die leer gewordenen Koffern in eine Zimmerecke und legte darauf geordnet Versicherungsmaterial, Prospekte, Antragsformulare usw., damit ich es im Falle des Gebrauches gleich bei der Hand habe. Vorläufig brauchte ich nichts, ich konnte ja geschäftlich sehr wenig leisten. Die Kur nahm ziemlich viel Zeit in Anspruch. Immerhin, ich konnte nebst den känglich einlaufenden Geschäftskorrespondenzen, die zu erledigen waren, doch täglich noch zwei bis drei Stunden an meinen Lebenserinnerungen schreiben.

Zur Abwechslung ging ich hin und wieder auf den Früchte- und Gemüsemarkt, der jeden Dienstag und Samstag Vormittag auf dem Theaterplatz abgehalten wurde. Ausser Kirschen und Birnen wusste ich nichts zu kaufen, aber die Preise und Qualitäten der Waren interessierten mich. Am Dienstag, den 12. Juli, stellten sich die Marktpreise auf dem Theaterplatz wie folgt:

	Fr.
Bananen, grosse gesunde	per Stück -.20
Bananen, kleine gesunde	per Stück -.10
Bananen, kleine fleckige	per Stück -.05
Butterbirnen	per Kilo 1.40
Heidelbeeren	per Kilo 1.20
Kirschen, schwarze, grosse	per Kilo 1.—
Pfirsiche	per Kilo 1.50
Pflaumen, grosse	per Kilo 1.40
Bohnen, grüne	per Kilo -.70
Chefen, grüne	per Kilo -.90
Erbsen, grüne	per Kilo -.60
Kopfsalat	fünf schöne Köpfe -.20
Spinat	per Kilo -.40
Tomaten, schöne grosse	per Kilo -.75
Eier, frische, grosse	per Stück -.16
Kisteneier	per Stück -.10

Die Preise waren überall bei der Ware angeschrieben. Es wimmelte von Käufern und Käuferinnen. (. . .)

Am 19. Oktober verliess ich das Hotel Ochsen und bezog ein Privatzimmer in dem gegenüber liegenden «Staadhof». Der Name Staadhof wird abgeleitet von «am Stad», einem Schaffhauser Bürger, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts Besitzer dieses Gebäudes war. In früheren Jahrhunderten war der Staadhof das bekannteste Badhotel in Baden. Von der damaligen Herrlichkeit ist heute wenig mehr zu sehen. Vom Kurplatz aus gelangt man durch ein Tor und einen kurzen Korridor durch das Hauptgebäude des Staadhofes in einen Hof, der geziert ist mit zwei Akazienbäumen, einem Goldregenstrauch und zwei Fliedersträuchern. In einem Beet blühten hochfarbig die letzten Rosen. Einige Kinder spielten und eine Frau klopfte Teppiche auf dem Platze, als ich ankam.

Vor dem pittoresk anmutenden verträumten Hintergebäude, das von sieben Familien bewohnt ist, steht rechts eine alte Eiche, deren Geäst über eine steinerne, halbzerfallene Terrasse ragt. Ein paar Schritte davon geht es über eine mit Blech bedachte, mit dem Blattwerk einer Clematis eingerahmte Holztreppe hinauf in die Wohnung von Alfred Weiersmüller, Stanzer. Da ist das Zimmer, welches ich gemietet habe. Die Miete war mit Fr. 45.– per Monat vereinbart, Heizung extra. Alter Gewohnheit gemäss bezahlte ich zum Voraus.

Zwei hohe Fenster schauen auf die vor dem Hause vorbeistrudelnde Limmat. Ein Kirschbaum steht so nahe an der Hausmauer, dass einige Äste leicht mit der Hand zu erreichen sind. Etwa vier Meter davon entfernt ist ein runder Bau, der eine warme Quelle mit 150 Minutenliter in sich fasst. Bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts floss dieses Heilwasser unbenutzt in die Limmat.

Am gegenüberliegenden Ufer stehen der Reihe nach die Bade-Hotels von Ennetbaden, Schwanen, Adler, Sternen, Hirschen und National.

Meine Zimmerausstattung ist ziemlich einfach. Ein runder und ein eckiger Tisch, zwei Stühle, ein schmales hölzernes Bett mit Ornamenten, ein Waschtisch und ein Nachttischchen, ein kleiner harthölzerner Kleiderkasten, ein grösserer Kasten von Tannenholz ist in eine Wand eingebaut, ein altes Sofa und ein kleines eisernes Öfeli. Die Wände sind dunkelblau gestreift tapeziert. Von der Decke, die eine beträchtliche Anzahl Risse aufweist, hängen weisse Kalkfähnlein, sich lustig bewegend, schimmernd herunter.

Nun geht es, wie schon so manchmal in meinem Wanderleben, ans ordnen meines eigenen Inventars. Die Koffern, die von den Portiers aus dem Hotel Ochsen herübergebracht worden sind, werden ausgepackt. Zuerst schmückte ich die Wände mit Bildern. Ehrenplätze erhalten die eingerahmten Photographien von Bundesrat Häberlin, Theofil Rietmann, mein chem. Prinzipal, Ge-

neralstabschef Sprecher, General Wille und Kunstmaler Jakob Wagner. Für die Bücher, die ich am meisten bei der Hand haben sollte, liess ich vom Schreiner ein kleines Gestell machen und plazierte darauf: Wörterbücher; Thibaut französisch-deutsch, Tauchnitz italienisch-deutsch, Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache, Dr. Herdi, das tägliche Fremdwort, Engel, deutsche Stilkunst, Deutsches Lesebuch für untere Mittelschulen, Lesebuch für höhere Lehranstalten, Dr. Broecker, Lebensversicherungstechnik, Tarife und Anleitungen zur Lebensversicherung von der Baloise. Die Bibel, Biblische Hand-Konkordanz, Pfarrer Dr. Wurster, Hausbrot für evangelische Christen, Thomas v. Kempis, die Nachfolge Christi, C. Hilty, Glück und Für schlaflose Nächte, Pharus, am Meere des Lebens, Dante, Jegerlehner, die Geschichte der Schweiz, Bädekers Schweiz, Pupikofer, Geschichte des Thurgaus, Seguro, Ortsregister, Hans Schmid, Tessiner Sonnentage und Bündner Fahrten, Kügelgen, Lebenserinnerungen, Lehrbuch für die Sanitätsmannschaft, Pfarrer Künzle, Chrut und Uchrut.

Meine aufmerksame Hausfrau brachte mir vorsorglich noch einen extra Stoffteppich vor den Waschtisch, damit ich auf dem Tannenboden nicht kalte Füsse bekomme, wenn ich mich am Morgen wasche.

Vor die Fenster stellte ich Geranien-, Cyclamen- und Primelstöcke. Auf den eckigen Tisch am Fenster legte ich eine Schreibunterlage, Papier, zwei Tintengefässe, Federhalter, Bleistifte usw. Zuletzt zog ich aus einer Kartonschachtel den schönen von Hand gestickten Bettüberzug, den ich seit der Anfertigung vor sieben Jahren noch nie gebraucht hatte, hervor und bedeckte damit das Bett.

Jetzt hatte ich wieder eine heimelig eingerichtete, wohlige Stube. Das war für mich immer etwas grosses. Es zeigte sich zwar, dass eine der Wände feucht war, aber ich vertröstete mich auf den nächsten Sommer, dann werde sie schon trocken werden.

Als ich fertig war, liess ich einen Rundblick über die ganze Ausstattung gleiten und sie gefiel mir gut.

Lee van Dowski

Lee van Dowski, dem es als Kurgast in Baden gar wohl gefiel, ist der Verfasser des utopischen Bildungsromans «Reise ins Jahr 3000».

Ein Schweizer Kritiker hat das Buch bei seinem ersten Erscheinen einen «Wunschtraum» genannt. Thomas Mann schrieb dem Verfasser: «Ich habe mich gefreut an den mancherlei guten Einfällen, mit denen Sie Ihre Utopie ausstatten konnten, und dem Ernst salutierte, der dann doch dahinter steht.» Das Buch verlockt alle, die mit unserer zwar an technischen Fortschritten reichen, aber sonst recht unbefriedigenden Gegenwart hadern, zu einer «Flucht in die Zukunft».

Bibliographie: Badener Tagblatt, Samstag, 20. Februar 1965.

Uli Münzel

Es muss jetzt gerade vierzig Jahre her sein, dass vor mir ein illustrierter Kurgast Baden besuchte. Schon damals fühlte er sich krank – um dann immerhin noch achtunddreissig Jahre weiterzuleben und um, wenn auch nicht wie im Falle der Badener Kur ein ganzes Buch («Kurgast», S. Fischer, Berlin, 1925), so doch viele Briefe mit Klagen über sein schlechtes Befinden zu füllen. Aus dieser Tatsache konnte ich doch einen gewissen Trost bei meinem diesjährigen Badener Aufenthalt schöpfen: Auch wenn die Gesundheit ein wenig gelitten hat, kann man es doch bei einigem Glück und dazugehöriger Mässigkeit zu hohem Alter bringen!

Hermann Hesse schrieb sein Buch nach dem Vorbild eines früheren deutschen Dichters: «... ich denke an viele Dutzende von Badereisen und Baden-Fahrten, welche von guten und von schlechten Autoren geschrieben worden sind, und denke entzückt an den Stern unter all den Raketen, an das Goldstück unter all dem Papiergeld, an den Paradiesvogel unter all den Sperlingen, an die Bade-reise des Doktors Katzenberger, lasse mich indessen durch diesen Gedanken nicht hindern, dem Stern eine Rakete, dem Paradiesvogel meinen Spatzen nachsteigen zu lassen!»

Welch schöner, eines Dichters würdiger Vergleich – und wie bescheiden tritt Hermann Hesse hier in die Fussstapfen Jean Pauls! Da werde ich schon etwas unbescheiden sein müssen, wenn ich dem Paradiesvogel und dem Spatzen noch dieses Feuilleton quasi als Eintagsfliege nachzuschicken wage!

Mein diesjähriger Besuch Badens war die Fahrt eines Rekonvaleszenten nach durchstandener Operation. Nicht als Gichtiger, nicht als Rheumatiker oder Ischiatiker kam ich nach Baden, sondern einfach als Ruhe und Erholung Suchender. Auf Badens Wälder freute ich mich mehr als auf die Bäder, auf die Stille mehr als auf Unterhaltung!

Mit viel Humor hat Hesse die Schwierigkeiten geschildert, die ein Gast zu

überwinden hat, der «ein ruhiges Zimmer» sucht. Was würde er heute sagen, wo in den Hotels die Staubsauger dröhnen, draussen die Motoren knattern, die Betonmühlen mahlen, die Düsenflugzeuge nach Kloten absurren? Heute entgeht man nirgends dem Lärm. Ich möchte aber doch sagen, dass die Stadtverwaltung den Leidenden ein grosses Geschenk gemacht hat, indem sie den Autoverkehr im Bezirk der Badehotels nach 22 Uhr verbietet. Das ist schon viel, und ich fand meine beiden nach dem Kurplatz zu gelegenen Zimmer (ich musste einmal umziehen, da das erste Hotel sehr frühzeitig geschlossen wurde) wirklich «ruhig». So lange das so bleibt, werde ich gern wieder nach Baden zurückkehren!

Was die Gichtiker, Ischiatiker und Rheumatiker betrifft, die den Hauptteil der Badegäste bilden, so habe ich gestaunt, was diese Leute alles vertragen können: Drei Wochen lang Thermalbäder von je einer halben Stunde Dauer – da muss man wohl über eine solide Konstitution verfügen, um diese ermüdende Prozedur auszuhalten. Ich habe nur drei Bäder in der ersten Woche genommen und war davon noch in der zweiten Woche so müde, als hätte ich unaufhörlich Schlafmittel geschluckt. Und was die Leute verzehren können: Zweimal pro Tag Mahlzeiten von vier oder fünf Gängen – und zwischendurch gehen sie noch in die Konditoreien! Diese Kranken müssen doch – abgesehen von ihrem kleinen Leiden – wahre Athleten sein! Ich bescheidener Rekonvaleszent gewöhnte mir vom ersten Tag an, immer die Hälfte der Schüsseln wieder in die Küche zurückzuschicken, und in der zweiten Woche ersetzte ich das abendliche Diner durch ein schlichtes «Birchermüesli».

Nun – das interessiert niemand, ich will also erzählen, welchen Eindruck ich von Baden hatte und welcher Art dort meine Unterhaltung war. Die Bipolarität alles Lebens, über die Hesse so viel orakelt hat, wird auch in den zwei Gesichtern Badens deutlich: Da ist auf der einen Seite die überwuchernde Industrie, welche die Menschen vielleicht reich, aber auch krank macht – und auf der andern Seite das kleine Bäderviertel, gleichsam immer mehr zusammenschrumpfend, wo noch etwas für die Gesundheit der Menschen getan wird. Die Industriestadt Baden, vom Benzindampf der vorüberrollenden Autos erfüllt, ist hässlich, ein wucherndes Geschwür, ein kleiner Teil des Menschheitsabszesses, an dem wahrscheinlich die ganze Menschheit einmal zugrunde gehen wird. Es bleibt die Oase: das Bäderviertel mit dem Kurpark, und dort verbrachte ich den meisten Teil meiner Zeit, denn das dunkle, regnerische Herbstwetter liess es kaum zu, dass ich die geliebten Wälder durchwanderte.

Wie jeder Schriftsteller benützte ich meine Zeit, ein wenig zu schreiben – doch vor allem habe ich viel gelesen. Bei meiner grossen Vorliebe für Selbstdarstel-

lungen hatte ich mich gut eingedeckt und gleich drei Werke dieser Gattung mitgenommen, die ich vollständig und sorgfältig durchgelesen habe.

Ich las zunächst die umfangreiche Selbstdarstellung von Frank Harris, die etwa den Untertitel «Vom Cowboy zum Chefredaktor» tragen könnte. Das in den zwanziger Jahren erschienene Buch, das schon damals Aufsehen durch den Kampf des Autors gegen Heuchelei, Puritanismus und Prüderie erregte, ist jetzt in einer «unexpurgated Edition» in England und USA herausgekommen, es mutet noch immer sehr aktuell an. Als zweite Autobiographie las ich ein soeben erschienenenes Buch von José Orabuena «Im Tale Josaphat», die Lebensgeschichte eines jüdischen Schriftstellers, der sich mit sechzig Jahren zum Katholizismus bekehrte. Der Autor bemüht sich zu zeigen, «wie hilflos, wie einsam, wie leer der Mensch sei, auch wie ängstlich, solange er ohne Gott lebt oder zu leben wähnt». Es ist ein schönes, ein sauberes, ein – im Gegensatz zu Harris – ganz unsinnliches Buch, das zu fesseln weiss. Ich fühlte mich von ihm bereichert. Die Palme möchte ich aber unbedingt der dritten Autobiographie reichen, die auch ganz frisch von der Presse kam, den «Spiegelungen des Lebens» von Friderike Maria Zweig. Dieses Buch strömte eine wundervolle menschliche Wärme aus. Die Verfasserin dachte nie darüber nach, wie sie etwas erhaschen, wo sie ihren Vorteil finden könnte. Zu helfen sah sie als ihre einzige Aufgabe an. Ein langes Leben ihrer Berufung zu folgen erlaubte ihr natürlich nur eine tiefe Verwurzelung im Religiösen. Doch spricht sie davon nicht wie Orabuena – es ist einfach da, man fühlt es zwischen den Zeilen. Etwa wenn sie sich (als sei dies selbstverständlich) von ihrem geschiedenen ersten Mann seine Geliebte anvertrauen lässt, als er ins Feld muss, oder wenn sie später seine Tochter und ihren Mann nach Übersee rettet. Stefan Zweig hat ergreifend in seiner «Welt von gestern» über den Verlust der «Welt der Sicherheit» geklagt. «Ich jedoch» – sagt Friderike Maria Zweig – «litt nicht an dem Verlust der Sicherheit, die meine lag und liegt anderswo, sie ist zeitloser, wenn auch Ewigkeit hier ein zu grosses Wort ist.» Dieser Lebensbeichte einer warmherzigen mütterlichen Frau, die zu erzählen versteht (mehrfach bezieht sie sich ähnlich wie Orabuena auf Stifter) wünsche ich recht viele aufgeschlossene Leser! Dies Buch war mir wie ein Sonnenstrahl in den dunkeln, grauen Oktoberwochen, die ich in Baden verbrachte.

Trotz solch anregender Lektüre wäre mir aber Baden an den vielen Regentagen ein Martyrium gewesen, wenn es nicht die Kurkapelle Mario Manazza gegeben hätte, die nachmittags und abends im Kursaal spielte. Zwar nur eine kleine Kapelle, aber jeder dieser Musiker war in seiner Art ein Künstler, der Blas- und Streichinstrumente mit gleicher Virtuosität beherrschte. Der Maestro sang nicht nur deutsch, französisch und italienisch mit warmer Tenorstimme, er

machte auch die Conférence in schwyzerdütsch, hochdeutsch und französisch. Das Programm, nach Aussage von Mario Manazza ungefähr zweitausend Nummern umfassend, reichte vom Bachchoral in G-Dur, den Carlo Cerri, der Pianist, bezaubernd wie Dinu Lipatti am Klavier vortrug, bis zu Musicals wie «My Fair Lady». Es darf nicht verschwiegen werden, dass ein wenig sentimentale Stücke, wie sie ein älteres Badepublikum gern hört, einen grossen Teil des Programmes ausmachten. Da gab es die «Serenade» von Toselli, «Küssen ist keine Sünd'» aus der «Gold'nen Meisterin» von Edmund Eysler, «Freunde vernehmet die Geschichte» aus dem «Postillon von Longjumeau» von Adam, viele Strauss-Walzer, Operettenpotpourris und ähnliches. All das hörte ich sehr gern! Man wird vielleicht sagen, ich hätte einen schlechten Geschmack – aber es ist wenigstens mein eigener, und ich plappere nicht nach, was die Manager von Kunst-Scharlatan mit höchstem Aufwand in die Welt hinausposaunen. Nachdem wir im Schweizer Radio leider so oft mit sogenannter atonaler Musik genotzüchtigt werden, war es mir eine wahre Erholung, mich nicht nur in den Thermalquellen Badens, sondern auch in den Melodien seiner Kurkapelle «gesund zu baden». Es ärgert mich immer, wenn die zeitgenössischen Tonsetzer ihre Arbeiten «Musik» nennen. Musik stammt von der Muse, einer Göttin, muss also musisch sein. Die atonalen Machwerke aber erinnern an moderne Betonkonstruktionen (denen sie auch an Hässlichkeit gleichen), man sollte die ersten beiden Buchstaben weglassen und sie einfach «Tonkonstruktionen» nennen.

Was nun die süssen Sachen betrifft, die ich im Kursaal zu Baden mit Wonne schlürfte, so will ich freilich gestehen, dass sie fast alle neben dem musikalischen Wert noch einen grossen Erinnerungswert für mich hatten. Die «Serenade» von Toselli erinnerte mich an die Entführung der sächsischen Kronprinzessin durch den Komponisten – in einer stillen Epoche wie der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bildete dieses Ereignis – neben dem Hauptmann von Köpenick! – die grösste, unvergessliche Sensation. Edmund Eysler lernte ich in Wien 1930 kennen, er sass als ein kleines, eisgraues Männchen zwischen vielen Kongressteilnehmern, und man hörte manchmal die Frage: «Was macht der Gartenzwerg hier?» Schliesslich setzte er sich ans Klavier! Da wussten wir: Er war einer der letzten Repräsentanten des alten lebenslustigen nun längst dahingeschwundenen Wien! Den Postillon von Longjumeau sang ein in meinem Elternhaus verkehrender junger Tenor, der mir auch viele Schubert- und Hugo-Wolf-Lieder zum ersten Mal vortrug. Die Texte der Wolf-Lieder stammten meist von Eduard Mörike, und mit diesem Dichter kann ich an jene Zeit nur zurückdenken als an «alte unnennbare Tage».

Ich sehe, ich fange an, mehr von mir zu erzählen als von Baden und dem Leben

des Kurgastes – aber es ist ja immer das Persönliche, was die allgemeinen Erfahrungen unterstreicht und bekräftigt!

Baden hat mich auch diesmal geheilt und gestärkt, und ich habe es mit einem Herzen voll Dankbarkeit verlassen. Allerdings hatte ich diesmal das Gefühl, dass seine Schönheit von Jahr zu Jahr stärker bedroht sei. Möge es der Stadtverwaltung gelingen, jenen Zauber, den Baden seinen Bädern, seiner Altstadt, seinen Wäldern verdankt, zu erhalten, damit nicht der technokratische Zeitgeist das uns liebe Bild allzusehr verschandelt.

Hans Trümpy

Dr. Hans Trümpy war Redaktor an den «Glerner Nachrichten» und veröffentlichte dort die nachstehende Betrachtung.

Bibliographie: Badener Tagblatt, Donnerstag, 30. Dezember 1965. Uli Münzel

Hermann Hesse hat im Jahre 1953 im Insel-Verlag ein reizendes Werk herausgegeben: «Kurgast, Aufzeichnungen von einer Badener Kur». Unter uns gesagt, ist es eine hervorragende Reportage, aber eine solche Reportage kann viel gehaltvoller sein als eine Erzählung, aus der «blauen Luft» gedichtet. Hesse beginnt und endet sehr harmonisch, glücklich, aber der lange Mittelsatz ist atonal, der «Steppenwolf» kommt zum Vorschein, die Langeweile und die Unzufriedenheit mit seinem blödsinnigen Ischiasleben. Immerhin dürfen die Badener mit Hesse zufriedener sein als die Davoser mit dem «Zauberberg» von Thomas Mann. Dass Hesse vor allem über sich selber spricht, wundert nicht, er nennt sich selber einen «Psychopathen» und «Schizophrenen», das ist jedem unbenommen; anders freilich, wenn dies ein anderer sagt, wenn sich aber einer selber so benennt, dann ist dem andern die Waffe aus der Hand geschlagen, es hat keinen Sinn mehr, ihm sein abnormales Verhalten vorzuwerfen. Übrigens weiss man, Hesse sieht sich immer selber zu, was man im Grunde gar nicht kann, es sei denn, man sei wirklich ein «gespaltener» Mensch.

Nun gab es sich, dass ich kürzlich selber eine Badekur mitmachen konnte. Zwar fühlte ich mich gesund, aber ein rechter Mann begleitet seine Frau in die Kur. Ich erregte sogar Aufsehen, als ich meine Frau eine Woche lang allein liess, das tut man doch nicht. Ich kam ins Gespräch mit dem Gärtner der neuen Kuranlage an der Limmat. Er klärte mich auf, dass nicht weniger als 19 Quellen 48grädiges Wasser liefern, jeden Tag eine Million Liter und etwa 5000 Kilogramm feste Heilstoffe, links und rechts der Limmat, und ein Aufstoss sogar in der Limmat selber. Seit kurzer Zeit ist ein grossartiges Schwimmbad in

Betrieb, das auch von vielen Leuten ausserhalb des Kurbetriebes benützt wird. Der Eintritt ist freilich ziemlich hoch, sechs Franken (54 Franken im Zehnerabonnement), aber dafür erhält man vor dem Weggang ein grosses, heisses Tuch vom Badmeister um die Schultern geschwungen und eine Kabine, auch kann man sich auf Liegestühlen ausruhen. In den Hotels können die Gäste in den gekachelten Baderäumen baden, meist sehr früh am Morgen, um nach dem Bade nochmals der Bettruhe zu pflegen, bevor sie zum Frühstück gehen. Der Gärtner riet mir, ich solle doch ja auch baden, auch wenn ich gesund sei, also «prophylaktisch». Ich müsste leugnen, wenn es mir nicht wohl getan hätte. Es war eine schöne, unvergessliche Zeit, und das Beste war der täglich sichtbarere Heilerfolg bei der Gattin.

Hesse wundert sich, warum man so gut esse in Baden, das sei ja gegen jede Diät. Offenbar dächten die Badener, einmal müsse man doch sterben. Freilich war er im ersten Hotel, das er vorsichtigerweise «Heiligenhof» taufte, um nicht den Eindruck zu erwecken, er mache Reklame für den «Verenahof». Dieser Hof war besetzt, es gibt wohl immer mehr Rheumatiker und Gichtige, so dass wir uns in der «Blume» einlogierten. Das ist ein altes Haus, man atmet noch die Luft von hundert – zweihundert Jahren, aber unsere ältern Hotels, auch die in Ragaz, in Schuls-Tarasp, Schinznach, sind heute noch die schönsten, wärmsten, heimeligsten. Damals wurde noch mit Seele gebaut, nicht nur mit Eisen und Beton. Man spürt ja die Stimmung in einem Haus beim ersten Atemzug. Und es ging uns wie Hesse, dem der Wirt zum «Heiligenhof» versicherte, er werde wiederkommen und Stammgast bleiben, auch wenn er gesund sei. In einem wesentlichen Punkte hat sich Hesse geirrt; er glaubte, die schönen Reberge in Ennetbaden, wo der «Goldwändler» wächst, würden bald verschwinden und Villen Platz machen, auch der Kurgarten, der sich so ruhig und einladend um den Kursaal legt, werde wohl Fabrikgebäuden weichen müssen. Das ist zum Glück nicht eingetroffen und wird sich kaum ereignen, wie wir die Badener kennen. Freilich kenne ich sie noch kaum, ich sah nur, wie am Samstagabend in den Wirtschaften auch ein Jass geklopft wurde wie bei uns, wobei es nie laut zugging, man spürte, dass die Mannen nicht nur wegen des Spiels zusammenkamen, sondern um der Gemeinschaft willen. Diese lokale Verbundenheit ist mehr wert als alles europäische und mondiale Getue.

Baden ist immer noch in gewaltigem Aufbruch. Der Engpass muss überwunden werden, was ein unsinniges Geld kostet. Bereits ist der unerträgliche Eisenbahnübergang südlich des Bahnhofes verschwunden und der Eisenbahnverkehr in einen Tunnel umgelegt worden. Auch die Verkehrsstrasse nach Westen wird tunneliert. Sie führt über die grossartige, das Auge stets erfreuende Hochbrücke, die sich in schönen Bögen über die Limmat wölbt, während unten die

alte Holzbrücke noch immer aus dem alten Stadtteil zum Landvogteischloss viele Leute anlockt. Dieser alte Stadtteil, in dessen noch heute benutzten Amtshaus die eidgenössische Tagsatzung ihre Sitzungen abhielt, war eine herrliche Entdeckung. Fährt man an Baden vorbei, so hat man keine Ahnung, wie es aussieht, man bemerkt nur die Anlagen der Weltfirma Brown Boveri, der die Stadt ihr grossartiges Aufblühen verdankt.

Dass ich die Platanenallee längs der Limmat wunderbar fand, verdanke ich nicht nur Hermann Hesse, ja, er war mir geradezu im Wege, weil ich jetzt nicht mehr der erste bin, der sie bewundert. Man muss das Literarische immer beiseite schieben, will man zur «Wirklichkeit» kommen, über die Hesse stetsfort philosophiert. Ich, und nicht nur ich, auch meine Frau, fanden den Kurplatz, auf den wir von unserm geräumigen Zimmer aus hinunterblicken konnten, wie ein Märchen. Da stehen die Badehotels um den Platz, als ob alle zusammengehörten und keines mehr sein will als die andern, und der Platz wird von einem prächtigen Laubbaum behütet, der aus einem rot leuchtenden Blumenbeet hervorsticht. Die Blumen seien «die fleissige Liesel», klärt mich meine Frau auf, so genannt, weil sie unermüdlich sind im Blühen. Es ist im Grunde eine recht gemischte Welt, ein kleines Reich für sich, sehr still («Silence» mahnen Aufschriften, heute wohl das unentbehrlichste Wort angesichts des gewaltigen Lärms und Leerbetriebs), eine Ansammlung von hinkenden, humpelnden Menschen, und auch eine fast «fromme» Welt; denn es ist doch merkwürdig und unerfindlich, dass uns die «Natur» solche Heilquellen schenkt, für die wir nichts als danken können.

W. K.

Diese Skizze ist unter dem Titel «Onkel Walters Badekur. Heilendes Wasser gegen Ratsherrenbauch und Zipperlein» erschienen.

Bibliographie: Badener Tagblatt, Ende März 1969.

Uli Münzel

Vor etwa acht Jahren war es. Ich hatte mir ein kleines Ratsherrenbäuchlein angelegt. Zugleich plagte mich das böse Zipperlein. Was aber das Schlimmste für mich war – Freundinnen und Kolleginnen der Feder begannen mich Onkel zu nennen. Deshalb entschloss ich mich zu einer Badekur. Das Zipperlein verschwand eine Zeitlang. Der Onkel aber blieb. Durch meine Schuld blieb auch das Bäuchlein. Ich konnte und durfte doch das gebotene delikate Essen nicht verschmähen. Schon vor vielen Jahren machte ich von Zürich aus kleine Badetrips nach Baden, das ich nebenbei gesagt mit der Spanisch-Brödlbahn be-

suchte und auch auf fröhlicher Flussfahrt mit Gesang und Böllerschüssen erreichte. Nun, ich wurde mit der Zeit ein bemoostes Haupt. Weite Reisen wurden für mich zu beschwerlich, und der Gang ins Bad kam mir an einem anderen Orte zu teuer. Nach dem Bade musste ich auf dem Heimweg ein- oder gar zweimal Einkehr halten, um mich zu stärken.

Darum dachte ich letztes Jahr: «Warum auch in die Ferne schweifen, sieh, das Gute liegt so nah!» Ich wählte Baden als Kurort.

Anfänglich hatte ich Befürchtungen, als Einzelgänger meine Tage im Hotel verbringen zu müssen. Dies um so eher, als Kollegen unkten: «Geh du zu den alten gichtgequälten Herren und wehklagenden alten Damen!» Die Praxis bewies mir, dass sie völlig unrecht hatten. Gerade leicht kranke Menschen haben den Willen, sich anderen anzuschliessen und fröhlich zu sein unter Menschen.

Das Debüt begann dieses Jahr schon vielversprechend. In der neuen heimeligen Bar, die ich nach dem Essen aufsuchte, sass eine hübsche, attraktive Dame ganz allein. Ich bin mit 74 Jahren sicherlich kein Draufgänger mehr. Die Bilder an der Wand, vor welcher die Dame sass, gaben Gelegenheit zu einem Gespräch. Die Dame entpuppte sich als eingefleischte Baslerin, und ich erinnerte an die Freundschaft Zürich-Basel!

Am anderen Tage machte ich die Bekanntschaft eines urchigen Berners, eines liebenswürdigen, weitgereisten Mannes. Aber auch die Baslerin kam wieder und brachte eine Bernerin mit. Neue Menschen gesellten sich zu uns, und Langeweile kannten wir nicht. Ich beobachtete auch, dass sich überall solche Plauschtische bildeten. Oft wie der unsrige, oft international untermalt.

Aber auch in den heilenden Wassern des Schwimmbeckens bilden sich kurze oder längere Bekanntschaften. Zuerst betrachtet man sich, grüsst zögernd. Am anderen Tage wird der Gruss erwidert, man kommt ins Gespräch und manche erzählen von ihren Leiden oder auch aus ihrem Leben. Heilende Wasser: Da ist eine Frau, die stets zum Bade gebracht werden muss. Im Bade schwimmt sie wie ein Fisch und ist dabei vergnügt und fröhlich. Die Art, wie sie ihr Schicksal meistert, verdient Bewunderung. Auch hier blüht mir eine Gefahr. Mein Bäuchlein, das zum stattlichen Bauch herangewachsen ist, hat ganze 300 Gramm zugenommen. I. d. H. ist nun meine Parole: «Iss die Hälfte!» Die Weisheit des Alters (?) hat es mich gelehrt, obwohl ich oft mit wehmütigem Blick den Platten nachsehe, die halbvoll abgetragen werden müssen.

Dass die Kur aber für mich nützlich ist, geht schon daraus hervor, dass ich meinen Stock, ohne welchen ich vorher nicht gehen konnte, in letzter Zeit oft vergesse und ohne Stock davonlaufe. Ein gutes Zeichen und Omen meiner Badener Kur.